

## Auf der Suche nach dem europäischen Gedächtnis

(Akademische Causerie am 27. November 2008)

Sehr geehrte Frau Springer, lieber Herr Stock, meine Damen und Herren und – da ich viele bekannte Gesichter sehe, darf ich auch sagen – liebe Freunde,

vielen Dank für die Einladung, für die ausführliche und zu schmeichelhafte Vorstellung, vielen Dank vor allem dafür, dass Sie mir die Gelegenheit bieten, trotz meiner Emeritierung an der FU vor wenigen Monaten, auf einige Aspekte zurückzukommen, die mich in der Tat in den letzten Jahren intensiver beschäftigt haben, und über die weiter zu schwadronieren – wie man so schön auf deutsch sagt –, ich die Absicht habe.

Als Einstieg beginne ich mit einer paradoxalen Beobachtung, die sicher jeder von Ihnen hat machen können. Zu den Merkmalen unserer Zeit gehören zweifelsohne zwei Erscheinungen: Erstens eine beschleunigte Europäisierung im Kontext der Globalisierung, so dass Austausch, Zirkulation, Verflechtung vor allem seit 1989 immer mehr zu unserem Alltag gehören; alle berufen sich inzwischen auf Internationalität und Transnationalität unter europäischen Vorzeichen. Zweitens: Seit ungefähr einem Vierteljahrhundert sind wir überall in Europa in das sogenannte Zeitalter des Gedenkens und des Gedächtnisses eingetreten. Vielleicht war in Europa die Gegenwart des Vergangenen nie so deutlich. Überall hört man den Aufruf zur Erinnerung; das Vergessen ist verpönt, und die Debatten, die wir im Augenblick in Berlin über den Wiederaufbau des Schlosses haben, sind nur ein Beispiel unter anderen für diese Gegenwart der Vergangenheit. Von Madrid bis Kiew oder Lemberg ist das Thema Vergangenheitsbewältigung und Geschichtsaufarbeitung mehr denn je sehr aktuell. In beiden Fällen haben wir es mit genuin transnationalen Erscheinungen zu tun, die sich über den ganzen Kontinent erstrecken und darüber hinaus.

Wenn man aber die Frage stellt, ob es angesichts der Gegenwart des Vergangenen, die überall in Europa zu beobachten ist, so etwas wie ein europäisches Gedächtnis gibt und ob Europa eine Erinnerungsgemeinschaft ist, fällt uns meistens die Antwort schwer. Viele unter uns neigen sogar eher dazu, eine negative Antwort auf diese Frage zu geben. Und nicht ohne Grund. Ich führe das anhand von zwei weiteren

Beobachtungen aus der unmittelbaren Erfahrung aus. Vor ungefähr 90 Jahren ging ein großes Ereignis zu Ende, das den ganzen Kontinent in Mitleidenschaft zog, nämlich der Erste Weltkrieg. Dieser Erste Weltkrieg wird nicht nur als die Ur-Matrix des 20. Jahrhunderts betrachtet, sondern zunehmend als europäischer Bürgerkrieg. Kann das aber bedeuten, dass dieses Krieges inzwischen in Europa auch europäisch gedacht wird? Das ist nicht der Fall, wie man in den letzten Wochen beobachten konnte. Ich war an einem 11. November, dem Tag des Waffenstillstandes für die Westfront, zufällig in England. Der 11. November ist dort wie jedes Jahr der große *Remembrance Day* und die meisten Menschen tragen am Revers ihrer Jacke die *poppies* als Erinnerung an die Mohnblumen, die auf den Feldern Flanderns wachsen – eine sehr britisch geprägte Form der Erinnerung, die übrigens nicht nur in Großbritannien gilt, sondern auch im gesamten Commonwealth. Ein andermal war ich an jenem Tag in Frankreich, und in Frankreich wird der 11. November gefeiert als der Tag des Sieges und noch mehr der Trauer, und wie jedes Jahr hat der Präsident der Republik eine feierliche Form der Gedenkveranstaltung organisiert. Diesmal war es Nicolas Sarkozy, der eine sehr beachtenswerte Rede in Douaumont über das Ende des Ersten Weltkrieges gehalten hat. Und der gleiche Tag in Polen: der 11. November ist auch dort ein wichtiger Tag. Es ist der Tag der Wiedergeburt Polens als Nationalstaat nach mehr als einem Jahrhundert, währenddessen den Polen das nationale Existenzrecht in völliger Eintracht von Deutschen, Österreichern und Russen verwehrt worden war. Der 11. November ist also ein großer Feiertag, genauso wichtig für die Polen, die Franzosen und die Briten. Und schließlich 11. November hier in der Bundesrepublik: da feierte man zwar Martinstag oder den Beginn des Karnevals, aber an den 11. November als Tag, an dem der Erste Weltkrieg zu Ende ging, und der für Deutschland genauso bedeutend war wie für die vorhin angeführten Länder, erinnerte so gut wie nichts. Soll das bedeuten, dass Deutschland ein geschichtsvergessenes Land wäre, ein Land, wo man sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigte? Nein, auf keinen Fall. Es zeigt jedoch, dass die Erfahrungen, die die Deutschen mit dem Ersten Weltkrieg gemacht haben und vor allem, die sie nachher gemacht haben, – also die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, die Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs – in Deutschland ganz anders sind als in den erwähnten Ländern. Denn zwischen dem Ersten Weltkrieg und heute gibt es den Zweiten Weltkrieg, der für Deutschland entschieden wichtiger ist. Und wenn es ein historisches Datum gibt, dann ist es nicht der 11. November, sondern der 9. November mit seiner schnellen Aufeinanderfolge des 9. November 1918: die doppelte Ausrufung der Republik; des 9. November 1923: der Putschversuch Hitlers in München; des 9. November 1938: die sogenannte „Reichskristallnacht“; schließlich des 9. November 1989. Und diese Dichte der Erinnerungen, die speziell für Deutschland prägend sind am 9. November, erklärt, warum hier letztendlich am 11. November

nicht mehr des Endes des Ersten Weltkrieges gedacht wird, denn es gibt andere Erinnerungsmerkmale, eine anders geartete Erinnerungskultur in Deutschland als in den anderen europäischen Ländern.

Ich fasse diese Beobachtungen zusammen: Der Erste Weltkrieg stellt zwar einen wesentlichen Bestandteil der gemeinsamen europäischen Geschichte dar, aber es gibt noch immer keine gemeinsame europäische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und an sein Ende. In puncto Erinnerung und Gedächtnis scheint der nationale Rahmen wichtiger als der europäische Rahmen zu sein. Die nationalen Unterschiede sind stärker als die europäischen Gemeinsamkeiten, was uns übrigens zu der Beobachtung führen könnte, dass bis heute die Nationen – auch wenn manchmal ihre politische Rolle in Frage gestellt wird – in ganz Europa immer noch primäre Erinnerungsgemeinschaften sind.

Eine zweite Beobachtung, die diese Skepsis gegenüber der Thematik einer europäischen Erinnerung bestärkt, kann man im Bereich der Wissenschaft und der Forschung machen. Einer der ersten Kulturwissenschaftler, der sich mit der Thematik des kollektiven Gedächtnisses in Europa befasste, ist mein Kollege Pierre Nora in Frankreich, der zwischen 1984 und 1992 ein gewaltiges Werk über die „Erinnerungsorte“ der französischen Gedächtniskultur herausgab, die er als *lieux de mémoire* bezeichnete. Die Studie war ein Riesenerfolg, die den Erwartungen des Publikums zweifellos entsprochen hat. Und ein Riesenerfolg, der Pierre Nora den Weg in die Académie Française geöffnet hat, und sofort in Europa bewundert und nachgeahmt wurde. Viele sprachen sogar davon, dass die Untersuchungen von Pierre Nora so etwas wie ein neues Paradigma der kulturwissenschaftlichen Forschung etabliert hätten. Und in der Tat, in den Jahren danach gab es viele Nachahmungen in Italien, in Deutschland, in Österreich, in den Niederlanden, in Russland, und damit habe ich sicher nicht alle Länder erwähnt. Aber eins fällt wieder dabei auf: Diese Nachahmungen fanden überwiegend in einem nationalen Rahmen und nicht in einem europäischen Rahmen statt. Bis jetzt kenne ich kein einziges genuin europäisches Werk, das konkurrieren könnte mit den nationalen Erinnerungsorten, die wir für viele Länder kennen. Soll das bedeuten, dass die Suche nach dem europäischen Gedächtnis die Suche nach einer Chimäre wäre, die sich unserem Zugriff entzieht? Lange Zeit habe ich das geglaubt. Und erst in den letzten Jahren habe ich begonnen, meine Ansicht darüber allmählich zu ändern. Nicht als Konsequenz von Nachforschungen oder von Überlegungen darüber, sondern vielmehr als Konsequenz der konkreten Erfahrung der Arbeit, und zwar in einem doppelten Sinne: der Arbeit mit den Studenten auf der einen Seite, und der Arbeit mit dem Deutschen Historischen Museum auf der anderen Seite.

Ich bin in der Tat sehr glücklich und stolz darüber, dass ich gebeten worden war, an den beiden großen Ausstellungen „Mythen der Nationen“ mitzuarbeiten, die das

DHM in den Jahren 1998 und 2004 präsentierte. Diese konkrete Arbeit am Objekt zusammen mit den Studenten, die Diskussionen mit den Kollegen haben mich dazu gebracht zu meinen, dass es doch so etwas wie Teile eines europäischen Gedächtnisses gibt und dass es sich lohnt, auf deren Suche zu gehen, auf die gleiche Art und Weise wie mein geliebter Romanautor Proust sich auf die Suche nach der verlorenen Zeit gemacht hat. Wo ist diese gemeinsame europäische Erinnerung zu finden, wo liegt sie? Sie liegt – und das wäre der rote Faden meines Vortrages – nicht so sehr in den Gemeinsamkeiten als vielmehr in den zahlreichen Prozessen der Vielfalt und der Konflikte, des Austausches und der Aneignung, der Einbeziehung und der Ausgrenzung, die die europäische Geschichte charakterisieren. Mein Freund, der polnisch-französische Historiker Krzysztof Pomian, sagte einmal – und ich finde diese Formulierung so zutreffend, dass ich sie zuerst auf Französisch zitieren möchte: „L’histoire de l’Europe est celle de ses frontières et de ses conflits.“ „Die Geschichte Europas ist zuerst die Geschichte seiner Grenzen und seiner Konflikte.“ Was bedeutet das? Das bedeutet, dass wenn wir das Gemeinsame suchen, dann sollten wir das auch in der Vielfalt suchen, in den Brechungen, in den Konflikten und in der Verwerfungen, ohne den Anspruch zu erheben, eine höhere Ebene zu finden, wo die lokalen Formen der Verwurzelung und die unterschiedlichen Erinnerungskulturen auf einmal aufgehoben werden. Und damit es nicht zu abstrakt bleibt, möchte ich Ihnen das anhand von einigen konkreten Beispielen zeigen. Ein erster Ansatz, um diese Bestandteile einer europäischen Erinnerungskultur auffindig zu machen, besteht darin, dass man sich auf die Suche nach den wenigen gemeinsamen Bezugspunkten begibt, die de facto oder für fast alle Europäer noch immer prägend sind. Welche sind das? Das sind die europäischen Gründungsmythen, die eine unerschöpfliche Fülle von Beispielen und Identifikationsangeboten liefern, in denen wir noch heute Inspiration suchen. Ein Beispiel sind die drei mythischen Städte – „mythisch“, weil sie gleichzeitig real und symbolisch sind –, die für uns bis heute die Städte par excellence darstellen, nämlich: Jerusalem, Athen und Rom. Wobei die Rolle von Rom vermutlich die wichtigste ist, denn Rom ist nicht nur die Stadt der Antike, sondern auch die Stadt des Christentums und der katholischen Kirche. Was haben diese drei Städte gemeinsam? Das sind drei Städte, an welchen jede europäische Stadt bzw. jede europäisch geprägte Stadt, auch außerhalb Europas, sich orientiert mit dem Versuch, so etwas wie ein zweites Rom oder ein zweites Athen zu werden oder einige Bezugspunkte zu Jerusalem zu entwickeln. Kennen Sie in Europa eine Stadt, wo es kein *cardo* und *decumanus* gibt, eine Stadt ohne Forum, ohne Triumphbogen, ohne Obelisk, ohne Abbildung der Trajanssäule, ohne Kapitol und Pantheon? Ich muss zugeben, ich kenne sie nicht. Und das zeigt eben die prägende Kraft der römischen Idee für ganz Europa. Und was im Bereich der städtebaulichen Gestaltung gilt, wirkt auch im Bereich der Institutionen fort.

Welche Stadt in Europa hatte nicht auch ihre Konsuln und ihren Senat, welche Stadt hat sich nicht am römischen Bürgerrecht orientiert? Und wenn wir heute von einer *citoyenneté européenne*, von einer europäischen „Bürgerschaft“ sprechen, so in unmittelbarer Anknüpfung an das Vorbild des römischen Bürgerrechts. Bis heute steht Rom zu Beginn unserer neuen Selbstfindung im europäischen Rahmen.

Aber Rom, Athen und Jerusalem sind nicht nur die Städte, die unaufhörlich ausstrahlen und ein unerschöpfliches Reservoir an Motiven für unsere Städte darstellen; es sind auch diejenigen Städte, die jeder Europäer irgendwann in seinem Leben besuchen will. Diese Städte wirken als Magnet innerhalb des europäischen Kontinents und zu ihnen führen alle Wege hin, wie man das von Rom sagt. In der früheren Zeit waren es Millionen von Pilgern, heutzutage sind es Touristen, die in diese Städten ziehen. Dort sind auch die zahlreichen Herbergen und Klöster, Kirchen und Institute, die man in jeder dieser Städte findet, als ob jedes Land in Europa das Bedürfnis hätte, zurück zu seinen Ursprüngen zu gelangen. In keiner anderen Stadt in Europa wie in Rom gibt es so viele Kunst- und Kulturinstitutionen, in einer Form des europäischen Wettstreits, was ganz deutlich zeigt, dass es keine Gegensätze gibt zwischen der Bejahung der eigenen Kultur und der gleichzeitigen Anerkennung der prägenden und übergreifenden Kraft der antiken und römischen Zivilisation. Rom, Athen und Jerusalem sind, ehe sie zu einem Weltkulturerbe wurden, zuerst ein europäisches Kulturerbe, das allen gehört, auch wenn jeder einzelne davon einen anderen Gebrauch macht.

Ein zweiter Ansatz für die Erfassung dieser europäischen Erinnerungskulturen ist die Suche nach dem, was ich gern die „geteilten europäischen Erinnerungsorte“ nennen würde. Diese Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität sind zwar aus einer gemeinsamen Geschichte entstanden, wurden dann aber unterschiedlich angeeignet, weiterentwickelt und beansprucht, so dass sie heute unter ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen auftreten. Damit dies nicht abstrakt bleibt, gebe ich einige Beispiele: Das erste Beispiel – ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn es diesmal aus Frankreich kommt –, ist die übergroße Gestalt von Napoleon. Sicher ist Napoleon eine zentrale, ja eine überragende Gestalt des französischen historischen Pantheons, die niemanden in Frankreich bis heute gleichgültig lässt, ob man nun *dafür* ist oder *dagegen*. Eine Gestalt, an welcher sich die Geister scheiden. Keine konsensuale Gestalt, sondern eine umstrittene, umkämpfte und gleichzeitig umworbene Gestalt. Aber Napoleon, das wissen Sie genauso gut wie ich, ist nicht nur eine Gestalt der französischen Erinnerungskultur, sondern genauso der deutschen, der britischen, der russischen, der schwedischen, der italienischen, der spanischen und vielleicht noch mehr der polnischen Erinnerungskultur, wobei diese Gestalt überall – wie in Frankreich – eine umstrittene ist, und deswegen bleibt sie am Leben als Erinnerungsgestalt. Das einzige Land, wo die Gestalt von Napoleon

unumstritten ist, ist Polen. In den anderen Ländern aber, ist er zugleich bewundert und gehasst. Das gilt natürlich für Großbritannien, aber das gilt genauso für Russland, für Italien oder noch für Spanien. Und so kommt es, dass diese umstrittene Identifikationsfigur noch immer aktuell ist. Es gibt kaum eine historische Gestalt in Europa, über die so viele Romane, Filme und Fernsehsendungen entstanden sind wie über Napoleon. Hier haben wir eine genuin europäische Gedächtniskonstruktion, die sich aber nicht auf eine einfache Formel bringen lässt. „Europäisch“, weil alle sich mehr oder weniger darauf beziehen, im Positiven wie im Negativen. „Europäisch“ auch, weil diese gemeinsamen Bezüge dazu beitragen, dass über die Vielfalt der lokalen oder spezifischen Erinnerungsformen ein Geflecht von Bezügen durch ganz Europa entstanden ist, das aus Napoleon eine über-nationale Gestalt macht. Mein zweites Beispiel ist diesmal ein Ort, ein französischer Ort, der aber gleichzeitig und zwar immer mehr ein europäischer ist, nämlich Versailles. Dass Versailles *lieu de mémoire* im ursprünglichen Sinne ist, sieht man daran, dass der Erbauer von Versailles, Ludwig XIV., sich an einem kleinen Jagdschloss seines Vaters, Ludwig XIII., orientierte, und dieses Schloss von dem Riesenschloss, das er später erbauen ließ, wie eine Reliquie eingefasst wurde. Aber Versailles ist auch für die Franzosen ein Erinnerungsort *par excellence*, weil nach dem Fall der absoluten Monarchie alle anderen Regime trotz politischer Unterschiede sich dieses Erbes angenommen haben, es erhalten, ergänzt, wieder benutzt haben bis heute. Mit der Konsequenz, dass Versailles zu den meistbesuchten Schlössern in Frankreich gehört, ein Ort, wo viele Franzosen sich gern im Spiegel des vergangenen Ruhmes Frankreichs wiederfinden. Aber das ist nur ein Aspekt. Versailles ist genauso ein deutscher Erinnerungsort, nicht zuletzt wegen der Proklamation des Kaiserreiches am 18. Januar 1871 und noch mehr wegen des Diktates von Versailles vom 28. Juni 1919: das Menetekel von Versailles lastete auf der Weimarer Republik von Anfang an bis zu ihrem Ende. Aber Versailles ist nicht nur die Stadt der Schmach und der Demütigung Deutschlands am Ende des Ersten Weltkrieges. Es ist auch die Stadt, wo – sei es in Versailles selber oder in seinen Vororten – die Nachfolgeverträge abgeschlossen wurden, die den Anspruch hatten, die politische Karte von Europa neu zu gestalten und einen ewigen Frieden in Europa zu schaffen. Das sind die Verträge von Trianon, Saint Germain en Laye oder Neuilly-sur-Seine. Und jeder, der Ungarn kennt, weiß, wie bis heute der Vertrag von Trianon, der eine Reduzierung auf mehr als die Hälfte von Ungarn zur Folge hatte, noch immer wie eine traumatische Erinnerung in Ungarn wirkt. Versailles, und das fasse ich hier zusammen, ist ein deutscher wie ein ungarischer, ein tschechischer wie ein polnischer Erinnerungsort, denn für die Tschechen oder die Polen war es der Ort der Wiedergeburt oder der Geburt als Nation; Versailles ist auch ein italienischer und ein türkischer Erinnerungsort – kurzum ein Magnet für viele Europäer, zu welchem sie viele unterschiedliche Bezüge haben.

Ein Ort, der noch immer anzieht und gleichzeitig ein Ort, der unablässig ausstrahlt hat. Sie kennen wie ich die zahlreichen Nachahmungen, sei es des Schlosses oder der Stadt Versailles, in ganz Europa und darüber hinaus. Zwei Städte sind in dieser Hinsicht besonders beeindruckend als lebendige Form der Erinnerung und der Implementierung von Versailles außerhalb Frankreichs: St. Petersburg einerseits, Washington andererseits.

Ich nenne weitere Beispiele dieser geteilten Erinnerungsorte, die für alle Europäer etwas bedeuten, wenn sich auch die Inhalte je nach Kultur oder Land unterscheiden. Diesmal wähle ich als Beispiel zwei legendäre, mythische Gestalten, die sich ergänzen: zwei Gestalten, die man gleichzeitig irgendwie als Archetypen des Helden und des Anti-Helden sehen kann; den maßlosen Mann, der nur seinem Streben nach Macht, Beherrschung und Lust gehorcht, der alle Schranken und Gesetze überwindet; ein Mann, der dämonisch ist, manchmal teuflisch, gleichzeitig faszinierend, abstoßend und verführerisch. Sie ahnen bereits, an wen ich denke: an Don Juan einerseits und an Faust andererseits. Das sind zwei wichtige, zentrale Personen der europäischen Erinnerungskultur. Beide haben einen realen Ursprung. Im Falle von Don Juan handelt es sich um einen Höfling König Pedros I. um die Mitte des 14. Jahrhunderts, und im Falle von Faust um diese halb legendäre, halb reale Person, die in Erfurt und Krakau, in Leipzig und am Ende in Staufen auftauchte und von der Luther wie Melanchthon sprechen. Aber das ist nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist, dass diese beiden halb legendären, halb realen Gestalten zu Projektionsflächen europäischer Identitätskonstruktionen geworden sind, als imaginäre Gestalten neu geschaffen durch die Kunst und die Literatur in ganz Europa. Und die somit in ganz Europa zirkulierten und bis heute zirkulieren. Don Juan würden wir nicht als eine zentrale Gestalt unseres kollektiven Gedächtnisses sehen, wenn es nicht Tirso de Molina gegeben hätte mit seinem Theaterstück zu Beginn des 17. Jahrhunderts, etwas später Molière, 1665, und schließlich Mozart und Lorenzo Da Ponte, 1787. Don Juan bleibt vor allem im südlichen Teil Europas beheimatet, Faust hingegen mehr im nördlichen Teil Europas, aber wem verdankt Faust seine Berühmtheit? Zuerst einem Briten, Christopher Marlowe, dann Goethe und schließlich Thomas Mann. Aber mehr als das, diese zwei Gestalten, die viel Ähnlichkeit miteinander haben, überschneiden sich auch in ihrem Ausdehnungsraum. Der Franzose Paul Valéry hat sich mit *Mon Faust*, wie er sein Theaterstück nannte, auseinandergesetzt und ein Jahrhundert zuvor der Komponist Gounod. Und Don Juan blieb nicht nur im südlichen Europa verhaftet, sondern war auch eine Gestalt, die Lord Byron und später Richard Strauss fasziniert hat. Und schließlich genauso wichtig: Die Wirkung dieser Doppelgestalt erstreckt sich auf ganz Europa, sie bleibt nicht auf den westlichen Teil Europas konzentriert. *Don Giovanni* wurde in Prag komponiert und hatte dort seinen ersten großen Erfolg. Fast alle großen russischen Schriftsteller

des 19. und 20. Jahrhunderts haben sich mit diesen beiden Figuren auseinandergesetzt: Puschkin mit Don Juan und Faust und später Turgenjew und Bulgakow, von einem James Bond heutzutage ganz zu schweigen.

Ein dritter Ansatz, den ich hier kurz ansprechen möchte, sind jene Erinnerungskonstruktionen, die die Europäer im Laufe der Zeit erfunden und benutzt haben, entweder, um sich in einem Prozess der negativen Identifikation besser von der Außenwelt abzugrenzen, oder in einem umgekehrten Sinne, um sich über Europa hinaus zu projizieren. Zur ersten Gruppe gehört vor allem der Intimfeind Europas, ja der „innere Feind“ Europas, sei es zur Zeit der Christenheit oder zur Zeit der säkularisierten Form von Europa, d.h. der Islam und die muslimische Welt, egal unter welcher Erscheinung sie zu fassen ist: die Sarazenen im Hochmittelalter, die Araber später, die Osmanen während der Frühneuzeit und seit dem 19. Jahrhundert bis in unsere Tage die Islamisten. Ohne Islam kein Europa, könnte man wohl zuge-spitzt formulieren, was noch einmal ganz deutlich zeigt, wie konstitutiv der Islam für die Selbstfindung und Weiterentwicklung der europäischen Identität ist. Und zur zweiten Gruppe, zur Gruppe der Projektionen von Erinnerungsformen und -konstruktionen außerhalb Europas rechne ich die Länder und Kontinente, die im Zusammenhang mit der europäischen Expansion, dem Kolonialismus, dem Sklavenhandel und später dem Imperialismus unter europäische Herrschaft geraten sind. Das gilt vor allem für Nord- und Südamerika, für Australien und Neu-Seeland, aber darüber hinaus für die kolonisierten oder beherrschten Teile der Welt. Ich war vor kurzem in Shanghai anlässlich einer Tagung, die sich zum Ziel gesetzt hatte, den Verlauf des Zweiten Weltkriegs in Europa und in Asien wie auch die Erinnerung daran zu vergleichen. In Shanghai wurde ich ständig mit diesen Projektionen von Europa außerhalb Europas konfrontiert. Auf der einen Seite mit dem sogenannten Bund an dem Ufer des Flusses Huangpu mit den prächtigen Hotels und Bankhäusern, die die Europäer, die Japaner und die Amerikaner am Anfang des 20. Jahrhunderts erbaut haben, wie auch mit den Bauten der französischen, britischen und europäischen Konzessionen, an denen bis heute die europäische Prägung von Shanghai greifbar ist. Dazu steht nicht im Widerspruch, dass Shanghai auch die Stadt ist, in der 1921 eine Gruppe von chinesischen Intellektuellen, die in Europa gewesen waren, die chinesische kommunistische Partei gegründet hatte: eine Partei, die sich eine europäische Schöpfung angeeignet hat, nämlich den Marxismus-Leninismus, um eine politische Bewegung zu gründen, die sich zum Ziel gesetzt hat, China von der Fremdherrschaft zu befreien. In diesen beiden Dimensionen scheint mir Shanghai ein besonders plastisches Beispiel dessen, was ich unter dieser projizierten Erinnerungsproduktion Europas verstehe.

Bis jetzt habe ich vor allem den Blick von oben gewählt, ich habe versucht, Europa als Ganzes zu nehmen, wenn auch immer unter Berücksichtigung der inneren Viel-



falt. Wobei ich leider – wieder einmal – eingestehen muss, dass ich mehr Beispiele aus dem westlichen als aus dem östlichen Teil Europas ausgewählt habe. Es handelt sich hier um ein strukturelles Ungleichgewicht, worunter wir immer noch leiden, und es wäre höchste Zeit, dies auszugleichen, aber das ist leichter gesagt als getan. Nach diesen Versuchen, die Aspekte der europäischen Gedächtniskultur von oben zu erfassen, möchte ich jetzt in einem letzten Schritt aufzeigen, wie man das von der Basis her machen kann, d.h. wie man Europa auch in den lokalen und regionalen Gedächtniskulturen finden kann. Da es keine bessere Form der lokalen Erinnerung gibt als die Erinnerung an die Heimat, spreche ich von meiner Heimat, nämlich von meiner Heimatstadt Nancy und von der Provinz, aus der ich komme – von Lothringen. Nancy ist eine Provinzstadt, eine französische Provinzstadt mit all den Merkmalen, die dazu gehören: es ist keine hervorragende Stadt, keine große Stadt, keine Stadt, an die man spontan denkt, wenn man nicht in Frankreich lebt – mit einer einzigen Ausnahme vielleicht: dem großen Stanislaus-Platz in der Mitte, der inzwischen zum Weltkulturerbe gehört. Aber was findet man auf dieser *Place Stanislas*, die in der Tat ein wunderschöner Platz ist? Die Statue nicht eines lothringischen Herzogs, sondern eines polnischen Königs. Stanislaus Leszczyński, der zwar seine Krone in Polen verloren hatte, weil August II. stärker war, aber in einem komplizierten Austauschverfahren, da er gleichzeitig der Schwiegervater des französischen Königs Ludwig XV. war, als Ersatz für Polen das damals noch selbständige Herzogtum Lothringen erhielt. Mit der Folge, dass mitten in dieser französischen Stadt eine polnische Gestalt steht. Und diese polnische Gestalt hat vielerlei Bedeutung für Nancy. Es gibt in Nancy eine kleine Akademie – die ich mit unserer, glaube ich, nicht vergleichen würde –, sie trägt natürlich den Namen von Stanislaus, denn sie wurde von ihm gegründet. Sie kennen vielleicht die wunderschönen Tore aus Eisengitter, die es auf diesem Platz gibt? In diesem Eisengitter finden Sie den polnischen Adler neben der französischen Lilie. Der Architekt dieses Platzes, Emmanuel Héré, kommt aus einer Familie, die aus Tirol stammt, und da kommt Österreich ins Spiel. Ganz nah an diesem Platz befindet sich ein großer Turnierplatz, die sogenannte *Place de la Carrière*, und als Verbindung zwischen der *Place Stanislas* und diesem Platz steht ein Triumphbogen. Nun ist dieser Triumphbogen eine genaue Nachahmung des Triumphbogens des Septimus Severus in Rom – also ein römischer Bezug. Nicht weit davon liegt ein kleiner Platz, irgendwie schöner als die *Place Stanislas*, die sogenannte *Place d'Alliance*, der Bundesplatz, der in Erinnerung an das Bündnis zwischen Frankreich und Österreich um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet wurde. Und was steht in der Mitte des Platzes? Ein sehr eleganter barocker Brunnen mit einem Obelisk in der Mitte, ein Zitat des prächtigen Brunnens der vier Weltflüsse von Bernini auf der *Piazza Navona* in Rom. Das alles mitten in einer Stadt, deren Stadtplan von einem italienischen Baumeister Ende des 16. Jahr-

hundreds entworfen wurde mit dem schachbrettartigen Grundriss, wie ihn zum Beispiel Turin aufweist, und dessen Struktur allerdings auf die Römer zurückgeht. Das große befestigte Tor, das die Stadt schützt, trägt einen für viele Franzosen rätselhaften Namen; er lautet: *Porte de la Craffe*. Und was bedeutet „Craffe“? Nun, die Französisierung von „Kraft“, das heißt, ein kraftvolles Tor, das die Stadt schützt – hier ist also ein Bezug zum deutschsprachigen Raum. In der Nähe steht eine spätgotische Franziskaner-Kirche – die *Eglise des Cordeliers* –, in der sich eine sehr ergreifende kleine Statue aus der spätromanischen Zeit befindet; sie stellt die Rückkehr eines Kreuzritters aus dem Heiligen Land dar; hier in der Provinz finden wir also eine Anspielung auf das Heilige Land. Und unmittelbar an diese Kirche gebaut ist die Grabkapelle der Herzöge von Lothringen, die im 18. Jahrhundert verwandt wurden mit den Habsburgern. Diese Grabkapelle ist eine Nachahmung der Florentiner Medici-Kapelle und in dieser Kapelle wurde 1951 Otto von Habsburg vermählt. Ich habe noch vage Erinnerung an dieses große Ereignis, das natürlich für die Provinzstadt Nancy ein Ereignis sondergleichen darstellte. Und als Letztes: Die Provinzstadt Nancy entwickelte sich im 19. und 20. Jahrhundert nach der französischen Niederlage von 1870/71 zu einer Frontstadt. Und diese Frontstadt-Existenz hatte nicht nur die Errichtung sehr vieler Kasernen zur Folge, sondern auch die Entwicklung einer bestimmten Kunstrichtung, die sich bewusst von anderen Kunstrichtungen im deutschsprachigen Raum absetzte, nämlich eine französische Version des Jugendstils, die man die *École de Nancy* nannte, und als deren berühmteste Künstler Gruber, Daum, Majorelle und Gallé gelten. Und wieder einmal ist dieser Bezug zum deutschsprachigen Kulturraum da, diesmal in Form der Abgrenzung. Anstatt sich an Deutschland zu orientieren, orientiert man sich an der japanischen Kunst, vor allem an deren wunderschönen Blumenmotiven. In dieser mittelmäßigen Provinzstadt lässt sich also eine Fülle von gesamteuropäischen Verflechtungen und Anspielungen entdecken.

Und wenn ich meinen Blick erweitere und auf das Umland richte, die Region Lothringen, konstatiere ich wieder eine Fülle von europäischen Bezügen. Das Land wurde nach Lothar, einem Sohn Karls des Großen, benannt, so dass sein Name an sich schon eine Anspielung auf einen europäischen Kontext darstellt. Schutzpatron des Landes ist der Hl. Nikolaus, den wir am 6. Dezember in Nancy mit einem großen Fest für die Kinder feiern; das ist meistens das Fest der Bescherung. Und auch da haben wir eine Vielfalt von Bezügen. Warum ist der Hl. Nikolaus der Schutzpatron von Lothringen? Weil im Mittelalter lothringische Kaufleute eine Reliquie bei italienischen Kaufleuten und Matrosen aus der Stadt Bari in Süditalien gekauft haben, die selber die Reliquien des Heiligen in Myra, in der heutigen Türkei, Ende des 11. Jahrhunderts geraubt hatten. In der kleinen Stadt Saint-Nicolas-de-Port, wo diese Reliquie aufbewahrt wurde, steht eine riesengroße und wunderschöne, spät-

gotische Wallfahrtskirche in Form einer Basilika. Während des Dreißigjährigen Krieges zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde sie durch die Schweden verwüstet: Ein Ereignis, das die Region traumatisierte und in Erinnerung geblieben ist durch die Zeichnungen eines lothringischen Künstlers, der sein Handwerk in Italien gelernt hat, nämlich Jacques Callot. Warum erwähne ich Nikolaus? Weil Nikolaus einer der meist verehrten Heiligen in ganz Europa ist – besonders beliebt war er unter den Kaufleuten, war er doch deren Schutzpatron, daher die zahlreichen Nikolauskirchen, die man in den meisten europäischen Städten findet, wie hier in Berlin die Nikolaikirche. Er gehört noch zur Spätantike, wurde verfolgt unter Diokletian und er nahm als Bischof von Myra an dem Konzil von Nicaea teil. Aber das Entscheidende ist wohl, dass sein Kult nicht unter der Trennung der lateinischen und der griechischen Christenheit im 11. Jahrhundert gelitten hat. Nach Osteuropa wurde die Verehrung für Nikolaus durch den Gründer des modernen Russlands, den Fürsten von Kiew, Wladimir I., gebracht, der sich Ende des 10. Jahrhunderts in Konstantinopel taufen ließ. Und das ist ein Grund, warum der Vorname „Nikolai“ heutzutage in Russland genauso verbreitet ist wie im westlichen Teil von Europa. Lothringen ist schließlich ein Riesenschlachtfeld, auf dem der Krieg von 1870 und vor allem der Erste Weltkrieg stattfanden und Narben hinterlassen haben, wie man an der ununterbrochenen Folge von französischen und deutschen Soldatenfriedhöfen sehen kann. Ob im Blick auf die Stadt oder die Region, auf das Lokale oder das Regionale, überall wird man für die europäische Dimension aufmerksam. Die Region in ihrer Regionalität wirkt wie ein Brennglas, in dem sich eine Vielfalt europäischer Bezüge vereinigt, und was ich hier am Beispiel meiner Heimatstadt angedeutet habe, gilt selbstverständlich auch für die anderen Regionen Europas. Überall sind die lokalen und regionalen Erinnerungen gleichzeitig auch europäische Erinnerungen. Europa ist inzwischen mehr als ein Erinnerungsraum; es ist in vielerlei Hinsicht auch eine Erinnerungsgemeinschaft. Das ist nicht ohne Konsequenz für unsere Arbeit als Wissenschaftler. Auf drei Konsequenzen möchte ich deshalb zum Schluss kurz hinweisen:

Erste Konsequenz: Es wäre an der Zeit, die Arbeit am europäischen Gedächtnis ernst zu nehmen. Was bedeutet das konkret? Nicht, dass wir den Anspruch erheben, Lehrmeister der europäischen Identität zu werden oder dass wir uns anmaßen, Schöpfer einer Identität zu sein oder uns sogar anmaßen, Europa eine Seele zu geben. Ich will nicht sagen, dass das keinen Zweck hat, aber das ist nicht unsere Aufgabe als Wissenschaftler. Das ist eine Aufgabe, die jeden von uns als Bürger betrifft. Was Europa sein wird, werden die Bürger von Europa selber bestimmen. Das ist eine politische und keine wissenschaftliche Aufgabe. Was bedeutet es, die Arbeit am europäischen Gedächtnis ernst zu nehmen? Es bedeutet Zusammenarbeit, nicht nur von Europäern des ehemaligen West- und Osteuropa, sondern auch

von Historikern und Kulturwissenschaftlern, Soziologen und Ethnologen. Mit den Methoden unserer Disziplinen werden wir aufmerksam für die europäische Dimension unserer Erinnerungen wie auch für das sich entwickelnde europäische Gedächtnis; wir unterwerfen diese europäischen Erinnerungskonstruktionen einem kritisch-analytischen Blick, dessen drei Hauptregeln lauten: differenzieren, kontextualisieren und historisieren. Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass es sich bei den kollektiven Erinnerungen immer um Realitäten handelt, die mit Emotionen und oft auch mit Traumata verbunden sind. Dass heißt, wir sollen sie mit Einfühlungsvermögen und Respekt behandeln.

Zweite Konsequenz: Unsere Aufgabe als Wissenschaftler ist nicht nur eine analytisch-kritische, sie sollte auch eine pädagogisch-aufklärerische sein. Das ist im Grunde eine Erfahrung, die ich in den letzten Jahren ganz intensiv gemacht habe als ich an dem erwähnten deutsch-französischen Geschichtsbuch arbeitete. Worum geht es dabei? Es geht darum, so etwas wie ein europäisches Wissen über uns selbst zu fördern, um Péter Esterházy zu zitieren. Dass wir auf der Basis einer gegenseitigen Anerkennung und Akzeptanz lernen, voneinander mehr zu wissen. Das Entscheidende bei der Europäisierung Europas ist der Perspektivenwechsel, der dazu führt, dass man den anderen aus seiner Perspektive sieht und nicht aus der eigenen. Und dass man dabei zwei große Gefahren unbedingt vermeidet: die Gefahr der Schuldaufrechnung und die Gefahr der Opferkonkurrenz. Nichts wäre tödlicher als den Versuch, irgendwie den Holocaust gegen den Gulag aufrechnen zu wollen oder Nationalsozialismus und Faschismus gegenüber Stalinismus und Kommunismus – beides gehört zu unserem gemeinsamen Erbe, beides soll irgendwie auch zu unserer gemeinsamen Erinnerung gehören. Gerne zitiere ich in diesem Zusammenhang einen Satz von Pierre Nora, der mir sehr aufschlussreich erscheint: „Das genaue Wissen um die einzelnen Erinnerungskulturen schärft den Blick für das, was das Gemeinsame an Europa ausmacht. Nur aus einem vertieften Verständnis der Unterschiede kann das Gefühl einer echten gemeinsamen Zugehörigkeit erwachsen.“

Und die dritte Konsequenz besteht darin, dass wir das europäische Gedächtnis immer in einen größeren, das heißt einen globalen Kontext einordnen. Spätestens seit der europäischen Expansion zu Beginn der Frühen Neuzeit ist die europäische Geschichte gleichzeitig immer auch Weltgeschichte. Dadurch hat eine Europäisierung der Welt wie auch umgekehrt eine Globalisierung von Europa stattgefunden. Und was für die Geschichte gilt, gilt gleichermaßen für das europäische Gedächtnis. Es gibt kein abgeschottetes, selbstgenügsames europäisches Gedächtnis auf der gleichen Art und Weise, wie es kein abgeschottetes, selbstgenügsames deutsches, französisches oder polnisches Gedächtnis gibt. Wenn wir also europäische Erinnerungskulturen untersuchen, so sollen wir das nicht nur von innen her, sondern auch von außen betrachten. Der Blick von außen auf Europa scheint mir genauso wichtig wie der

Blick der Europäer von innen auf ihre Kultur und ihre Geschichte. Es gibt eine ständige Verflechtung zwischen Europa und der Welt außerhalb Europas. Das macht unsere Arbeit ohne Zweifel nicht leichter, aber sicher anregender.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.